



Rundbrief 3 / 2014

Braunschweig
im Juli 2014 /
Tamus 5774

Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts



Der Erste Weltkrieg (1914 - 1918) war der erste industriell geführte Massenkrieg in der Geschichte der Menschheit. Niemals zuvor kämpften Armeen in solch gigantischen Größenordnungen gegeneinander. Am Ende befanden sich drei Viertel der Weltbevölkerung im Kriegszustand - mehr als 17 Millionen Menschen starben.

Dieser „Urkatastrophe“ wollen wir mit einigen Beiträgen in diesem Rundbrief einen Schwerpunkt geben.

Ein Gott, der Fahnen entrollt

Auf den Kanzeln wird im August 1914 eine Gesinnung deutlich, die nach dem Krieg weiter wirkt

Von Manfred Gailus
aus **zeitzeichen** 7 / Juli 2014

Ein klassischer Vertreter der deutsch-evangelischen Kriegspredigt war der Berliner Hof- und Domprediger Bruno Doehring (1879-1961). Der Berliner Kirchenhistoriker Manfred Gailus gibt Kostproben dieses Kanzelredners und zeigt, dass die Kriegsbegeisterung solcher Kirchenmänner nicht nur die Folge nationalistischer Verblendung war.

Es war zweifellos der große Moment seines Lebens, als er am 2. August 1914 von den Stufen des Berliner Reichstags herab in einem spontanen Gottesdienst zur Menschenmenge auf dem Königsplatz sprach. Der Krieg hatte noch nicht einmal ganz begonnen, da begründete der Berliner Hof- und Domprediger Bruno Doehring mit seiner Ansprache die Tradition der evangelischen Weltkriegspredigt. Dieser Krieg, verkündete er, sei den Deutschen aufgezwungen worden. Es handle sich folglich um einen gerechten Verteidigungskrieg, hervorgerufen durch eine Verschwörung von Feinden ringsum. "Ja, wenn wir nicht das Recht und das gute Gewissen auf unserer Seite hätten", rief der Domprediger der Menge zu, "wenn wir nicht - ich möchte fast sagen handgreiflich - die Nähe Gottes empfinden, der unsere Fahnen entrollt und unserem Kaiser das Schwert zum Kreuzzug, zum heiligen Krieg in die Hand drückt, dann müssten wir zittern und zagen. Nun aber geben wir die trutzig kühne Antwort, die deutscheste von allen deutschen: 'Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!'"

Die Kriegseuphorie, von der viele Deutsche im Spätsommer 1914 ergriffen wurden, war von religiöser Hochstimmung begleitet. In den Kirchen deutete man das



Berliner strömen am 1. August 1914 zu einem Bittgottesdienst im Dom

Gemeinschaftserlebnis des August als Anbruch einer neuen Zeit. Der Krieg wurde in den evangelischen Kirchen (und kaum minder bei den Katholiken) freudig begrüßt, religiös überhöht und theologisch gerechtfertigt. Immer wieder war von einem „heiligen“ oder „gerechten Krieg“ der christlichen Deutschen gegen eine imaginierte Welt von Feinden die Rede. Als Fingerzeig Gottes, als Rückkehr eines vom Unglauben bedrohten Volkes zu Gott - so oder ähnlich deuteten evangelische Pfarrer, Theologieprofessoren und Publizisten die historische Stunde. Die Leitung der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union, der mit Abstand größten deutschen Landeskirche, formulierte in einer Erklärung vom 11. August 1914: „Scheinbar erstorbene Glaubensfunken leuchten wieder auf (...). Man kann sagen: ein Feld weiß und reif zu einer Geistesernte liegt vor uns!“ Was mochte wohl damit gemeint sein? Viel Not und Tod, so die Erwartung der Kirchenführung, würden nun kommen und zu einer neuen, frommen Ernsthaftigkeit des Lebens führen und der während einer langen, allzu langen Friedenszeit seit 1870/71 eingerissenen Indifferenz und frivolen Leichtfertigkeit ein Ende setzen. Kirche, Glaube, Abendmahl, Seelsorge und Gebet würden nun wieder gefragt sein.

Stimmungsberichte über die ersten Kriegswochen schienen eine solche Erwartung zu bestätigen. Paul Vetter, Pfarrer in Berlin-Friedenau, erinnerte sich Jahre später geradezu wehmütig an die hochgestimmten Spätsommertage: Am 5. August, anlässlich eines vom Kaiser angeordneten „Kriegsbettages“, hätten die Menschen seine Kirche geradezu gestürmt: „Ein Abendgottesdienst war ursprünglich geplant, dann noch Vormittagsgottesdienst. 5 Gottesdienste haben wir gehalten. Als die Kirche um 10 Uhr gefüllt war, holten die Gemeindeglieder die nicht beschäftigten Pastoren aus ihrer Studierstube, und im Nu waren der Gemeindesaal besetzt und die Treppen, dann musste der Jünglingssaal aufgeschlossen werden, um die nach Gottes Wort dürstende Menge zu fassen. So ging es in den ersten Kriegswochen Sonntag für Sonntag, obwohl wir jeden Abend Kriegsbetstunden hatten.“

Der Andrang zum Abendmahl sei gewaltig gewesen. Häufig sei spontan eine Abendmahlfeier verlangt worden, wenn plötzlich der Befehl zum Ausmarsch kam. Oder jemand habe an die Tür der Sakristei geklopft: „Herr Pastor, ich kann nicht mehr zum hl. Abendmahl bleiben. Geben Sie mir ein gutes Wort für Leben und Sterben mit.“ Junge Paare beehrten die Kriegstrauung, darunter nicht wenige, die schon lange verheiratet waren und die nun, so Pfarrer Vetter, unter dem „erschütternden Ernst des Kriegsbeginnes den einst verschmähten göttlichen Segen der Trauung für

sich und die Taufe für ihre Kinder“ wünschten. Die evangelischen Landeskirchen stellten sich mit ihren geistlichen und materiellen Ressourcen in den Dienst dieses Krieges. Nicht selten war von geistlicher Mobilmachung die Rede. Bezeichnend für die Gesinnung in Theologenkreisen war eine von 172 Berliner Pfarrern unterzeichnete Petition, worin sie gegen den Ausschluss vom Waffendienst protestierten und - wie andere Berufsstände auch - die Ehre beanspruchten, das Vaterland mit der Waffe zu verteidigen zu dürfen. Im Allgemeinen wurde jedoch diesem Drang zu den Waffen von den Kirchenbehörden nicht stattgegeben. Zum direkten Fronteinsatz kamen vor allem die jungen Theologen, sofern sie beruflich und familiär noch nicht etabliert waren. Amtierende Pfarrer blieben zumeist im Pfarramt und damit im geistlichen Dienst an der „Heimatfront“. Sie sahen sich als Prediger, Seelsorger und Publizisten dazu berufen, der deutschen Kollektivseele im Krieg zu dienen. Und das hieß dann stets auch: vaterländische Gesinnungspflege, Aufrechterhaltung der Opferbereitschaft, Bekräftigung von Durchhaltewillen und Siegeszuversicht.



Theodor Körner: Gebet während der Schlacht (1813)

Rückten Pfarrer ein, kamen sie zum Einsatz ohne Waffen, als Feldgeistliche oder als Sanitäter. Im Verlauf des Weltkrieges gelangten annähernd 1400 evangelische Feldgeistliche zum Einsatz. An der „Heimatfront“ erfolgte die Kriegsbeteiligung in Form hochpatriotischer Gottesdienste, „Kriegsandachten“ und „Kriegsbetstunden“. Darüber hinaus entfaltete sich ein umfassendes System der „Kriegsseelsorge“: systematisch gepflegte Briefkontakte zu den Soldaten im Feld, die Grüße aus der Heimat und religiöse Erbauungsschriften erhielten. Hinzu kamen Sammlungen und

„Liebesgaben“ für Soldaten und die Betreuung der vom Krieg betroffenen Familien, besonders der Kriegerwitwen.

„Ein feste Burg“ als Kriegslied

Schließlich flossen aus den Kirchen erhebliche Mittel der unmittelbaren Kriegsfinanzierung zu. Gemeinden und vermögende Gottesdienstbesucher zeichneten Kriegsanleihen, und nicht zuletzt spendeten Gemeinden ihre Kirchenglocken, deren Metall umgeschmiedet wurde.

Zum eigentlichen Medium protestantischer Kriegsbegleitung gerieten die „Kriegspredigten“. Der Berliner Pfarrer Ferdinand Vogel schreibt in seinen Memoiren, er habe am 23. August in der Sophienkirche seine erste Kriegspredigt über Römer 8, 31-39 gehalten, die er in seinen Erinnerungen vollständig dokumentiert: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein! - so ist es in diesen Wochen seit Ausbruch des Krieges durch unser ganzes Volk hindurchgegangen. Die Zahl derer, die wider uns sein wollen, ist nicht gering. Zu den Hassern und Neidern, die in Europa über uns hergefallen sind, hat sich in diesen Tagen auch noch das Inselvolk im fernen Ostasien gesellt, und wir werden uns kaum wundern, wenn sich noch irgendein Volk hervorwagen sollte, das da meint, jetzt sei gelegene Zeit, ganz offen zu stehlen. Einer solchen Welt von Feinden gegenüber ist Luthers Trutzlied 'Ein feste Burg ist unser Gott' unserem Volke geradezu zum allgemeinen Kriegslied geworden...“

Immerhin, im Unterschied zu so vielen anderen Predigern, ließ Vogel sich nicht völlig vom nationalen Rausch überwältigen. So trägt seine Predigt zumindest stellenweise Züge von Besonnenheit. Welches Recht haben wir denn als ganzes Volk, so fragt er die Predighörer, Gott für „uns“ in Anspruch zu nehmen? Warum sollte Gott mit den Deutschen sein und nicht mit unseren Feinden? Gott handelt, so hören wir, nicht allein mit den einzelnen Menschen, sondern auch mit den Schicksalen ganzer Völker. Gott habe den Deutschen viel gegeben, womit sie zum Bau seines Reiches beigetragen hätten: „Luthers tiefinnerliche Glaubenskraft, Schillers und Kants hohen Flug der Gedanken, Bismarcks und des alten Kaisers Volksgefühl, wie es in der sozialen Gesetzgebung zur Tat ward. (...) Du deutsches Volk, Gott hat dich noch zu etwas Gutem und Großem bestimmt.“

Häufig knüpften evangelische Prediger an den vielfach beschworenen heroischen "Geist der Befreiungskriege" gegen die napoleonische Fremdherrschaft an. Den gravierenden Unterschied, dass 1914 bis 1918

nichtdeutsche Gebiete von fremden Truppen besetzt waren, sondern alle wesentlichen Kriegsschauplätze außerhalb der Reichsgrenzen lagen, übersahen sie.

Bruno Doehring und seine Mitstreiter am Berliner Dom können als Avantgarde der aggressiv-vaterländischen Kriegspredigt gelten. Geboren 1879 im ostpreußischen Mohrungen als Sohn eines Landwirtes, war er 1914 vom Kaiser zum jüngsten Hof- und Domprediger berufen worden. Im Krieg und durch den Krieg wurde er zu einem der prominentesten Kanzelredner der Hauptstadt. Seine Predigten fanden in Flugschriften in hoher Auflage Verbreitung. Die Titel seiner Predigtsammlungen aus der Kriegszeit sprechen für sich: Ein feste Burg. Predigten aus eherner Zeit (1915); Die Religion des Schlachtfeldes. Eindrücke und Gedanken (1916); Gott und wir Deutsche. Gedanken zur Gegenwart (1917).

Herausgegriffen sei Doehring's Sonntagspredigt „Stark und reif! Gedanken zur Gegenwart“, die er am 15. April 1917 vor zwei- bis dreitausend Besuchern im Berliner Dom hielt. Da war der Enthusiasmus des August 1914 schon einem desillusionierenden Kriegsalltag gewichen. Kontroverse Debatten über deutsche Kriegsziele und Friedensangebote griffen um sich.

Unsere Feinde seien dabei, so Doehring, uns im Innersten, am „inwendigen Menschen“, in unserem Glauben und Gottvertrauen zu erschüttern. Aber Deutschland könne niemals untergehen, selbst wenn „wir“ nach heldenmütigem Kampf fallen sollten: „Wohnt Christus in unserem Volk, dann mögen sie uns hinmorden wie die Juden einst unsern Herrn, aus unserm Grabe steht das neue Deutschland auf!“ In seiner Ansprache verlieh der Domprediger dem deutschen Volk die Weihe eines Erlöservolkes, das in einem auserwählten Nahverhältnis zu Gott stehe und in diesem Krieg beauftragt sei, eine göttliche Mission an der verdorbenen Welt auszuführen.

Welches wird denn das Volk sein, das die in das Chaos gestürzte Welt werde erretten können? „Kein Zweifel, das muss ein starkes und reifes Volk sein. Das muss geschlossen dastehen und geführt werden von Männern, die des Geistes Gottes voll sind. In diesem Volk müssen sich Kräfte auswirken, die genau das Gegenteil sind von dem rücksichtslosen Geschäftssinn Englands, von dem blinden Hass Frankreichs, von der unklaren Gewaltsamkeit Russlands, von der infamen Treulosigkeit Italiens, von dem tierischen Beutehunger Rumäniens und von der hirnverbrannten Verlogenheit der amerikanischen Dollarkönige. Machen wir es uns nur klar ohne Selbstüberhebung und Eigendünkel: würde man uns Deutsche so

hassen, würde die Gemeinheit der ganzen Welt so einhellig sich gegen uns erheben, wenn man nicht den dringenden Verdacht und die unheimliche Befürchtung hegte: wir wären am Ende doch das Volk, das am ehesten vor allen anderen, wenn es seiner Gaben und Kräfte sich bewusst bleibt und sie in klarer Erkenntnis von dem Werte solches seines Besitzes noch weiter ausbaut, befähigt sein müsste, dem Recht auf Erden zum Siege zu verhelfen?“

„Werde stark im Glauben und reif in der Liebe“, so Doehring's Appell, denn Gott habe noch große Dinge mit den Deutschen vor. Sein Aufruf an die Gottesdienstbesucher atmete bereits den Geist der wenige Monate später gegründeten „Deutschen Vaterlandspartei“, einer fanatisch auf Annektionen zielenden imperialistischen Durchhalte- und Siegfriedenspartei.

Man muss lange suchen, um andere, mehr friedfertige Stimmen unter den evangelischen Geistlichen zu finden. Gewiss wird man die fünf Berliner Pfarrer Karl Aner, Walter Nithack-Stahn, Otto Pleß, Friedrich Rittelmeyer und Rudolf Wielandt dazu zählen, die im Oktober 1917 eine Erklärung im Sinne der Friedensresolution der Reichstagsmehrheit vom Juli 1917 publizierten. Angesichts des „fürchterlichen Krieges“ sprachen sie sich dafür aus, im Namen des Christentums jeglichen Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern zu ächten und für den Frieden zu kämpfen.

Aber die große Mehrheit ihrer Kollegen fand das unerhört. Und eine scharfe Gegenerklärung, unterschrieben von etwa 160 Pfarrern der Hauptstadt, ließ nicht lange auf sich warten: „Es gibt nur zweierlei für das deutsche Volk: Sieg oder Untergang! Wenn wir erst den Sieg errungen haben, wird es an der Zeit sein, den Engländern und Franzosen unsere Bereitschaft zur Versöhnung kundzutun (...) Einstweilen haben wir noch ein Recht zum heiligen Zorn. Dieses Recht haben uns die Feinde vor Gott und den Menschen in vollem Maße gegeben. Wir wollen es wahren und mit den Versöhnungsangeboten warten, bis wir durch Kampf und Not den Feind besiegt und uns und unseren Kindern die Freiheit und den Frieden gesichert haben.“

Dieser Geist kann als repräsentativ für die evangelischen Pfarrer gelten, auch noch im vierten Kriegsjahr 1917. Diese Gesinnung entsprach ganz dem Geist der am 2. September 1917, dem Sedanstag, gegründeten „Deutschen Vaterlandspartei“. Zahlreiche Pfarrer, gelegentlich komplette

Pfarrerversammlungen, kirchliche Vereine und Verbände schlossen sich ihr an.

Von ihr führte eine Linie zur Deutschnationalen Volkspartei der Weimarer Republik, zu den Freikorps und zur völkischen Bewegung sowie zum „Stahlhelm“ und auch zur Hitlerpartei.

Manfred Gailus,
deutscher Historiker und
apl. Professor für Neuere Geschichte
an der Technischen Universität Berlin



In eigener Sache:

Überprüfen Sie bitte, ob Sie für die Jahre 2013/2014 Ihren Beitrag an die Gesellschaft geleistet haben.

Für alle diejenigen, die dies noch erledigen müssen, hier nochmals die Höhe der Beiträge, die durch die Mitgliederversammlung beschlossen wurde:

Einzelmitglieder € 20.-

Ehepaare € 30.-

Rentner und Studenten € 15.-

Ihre Einzahlung sollte auf das Konto der Gesellschaft mit dem Vermerk „Mitgliedsbeitrag“ bei

**Braunschweigische Landessparkasse
(BLZ 250 500 00 / BIC NOLADE2HXXX)**

Kontonummer

7030802 / IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02erfolgen.

Auch Spenden werden dankbar angenommen.

Herzlichen Dank

12.000 jüdische Soldaten fielen für Kaiser Wilhelm

Sie fühlten sich als deutsche Patrioten und nicht als Opfer von Antisemitismus: Neue Studien zeigen, dass die jüdischen Soldaten des Kaiserreichs viel besser integriert waren, als man lange meinte.

Von Cora Stephan

Mitten im Ersten Weltkrieg, am 11. Oktober 1916, verfügte der preußische Kriegsminister Adolf Wild von Hohenborn die statistische Erhebung des Anteils von Juden an den Soldaten des deutschen Heeres. Man schien die

jüdischen Deutschen der Drückebergerei verdächtigen zu wollen. Das empörte viele, am wenigsten allerdings die jüdischen Frontsoldaten. Im Nachhinein wurde die statistische Erhebung zum Zeichen an der Wand. War die "Judenzählung" Ausdruck des wachsenden Antisemitismus im Heer und im Deutschen Reich, bezeichnet sie gar einen Meilenstein auf dem Weg nach Auschwitz? Oder war die Anordnung lediglich ein taktloser Fehlgriff, typisch für den üblichen Antisemitismus in Teilen der damaligen Gesellschaft, aber nicht mehr? Wie war es, ganz generell, um den Antisemitismus im deutschen Heer bestellt? Behauptete nicht später Hitler, seine maßgeblichen Überzeugungen im Schützengraben an der Westfront gewonnen zu haben?

Der Historiker Thomas Weber (Link: <http://www.abdn.ac.uk/sdhp/history/?id=t.weber>) hat in seinem Buch „Hitlers erster Krieg“ akribisch nachgewiesen, dass Hitlers Regiment keine Brutstätte des Antisemitismus gewesen ist. David J. Fine (Link: <http://ridgewood.patch.com/articles/temple-israel-rabbi-to-speak-sign-books-at-library>), Rabbi in Ridgewood, New Jersey, kommt in seiner Studie über die „Jüdische Integration in die deutsche Armee im Ersten Weltkrieg“ zu ähnlichen Schlüssen.

Juden seien in der deutschen Armee in der Regel keine Opfer des Antisemitismus gewesen, sondern hätten, ganz im Gegenteil, ihre Identität als Deutsche und Juden zugleich bekräftigt.

Das Deutsche Reich war seit 1871 Rahmen für und Garantie der jüdischen Emanzipation, insofern verteidigte man mit Deutschland auch sich selbst.

Russland war der antijüdische Feind

Obzwar die sogenannte Augustbegeisterung

(Link: <http://www.dhm.de/lemo/html/wk1/kriegsverlauf/august/index.html>) 1914 eher Mythos



als Realität ist – für viele der jüdischen Soldaten trifft offenbar zu, dass sie mit Genugtuung die Gelegenheit ergriffen, ihre nationale Identität, ihren Patriotismus unter Beweis stellen. Denn nicht zuletzt habe es eine große

Kriegsbegeisterung in Berlin, 1. August 1914 / DHM Berlin

Übereinstimmung mit den offiziellen Kriegszielen des Reichs gegeben.
Der Kampf gegen den russischen Zaren lag zutiefst im jüdischen Interesse:
Russland war der antijüdische Feind.

Hat es Antisemitismus unter den nichtjüdischen Kameraden und Vorgesetzten gegeben? Fine führt viele Beispiele für das Gegenteil an. Offenbar war die Beachtung sowohl der jüdischen als auch der christlichen Feiertage für die Anhänger beider Religionen kein Problem. Die Heeresführung gab auch den jüdischen Soldaten an ihren Feiertagen frei. Man feierte nicht selten gemeinsam; Fine führt an, dass viele jüdische Soldaten Weihnachten nicht als christliches, sondern als deutsches Ereignis für sich entdeckten – als Feier der Freiheit. Der Krieg verstärkte das Gefühl der Integration.

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,

Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse (BLZ 250 500 00 / BIC NOLADE2HXXX)

Kontonummer 7030802 / IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 21.03.2014 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der

14. Oktober 2014

Auch, was Beförderungen betraf, gebe es keinen Hinweis darauf, dass Juden insgesamt benachteiligt wurden. Fine widerspricht damit insbesondere deutschen Historikern wie Heinrich-August Winkler oder Volker Ullrich, die in der Judenzählung die vorausschauende Suche nach einem Sündenbock für die erwartete Niederlage und einen weitem Beweis für den Antisemitismus im Offizierskorps sehen.

Das Ergebnis der Judenzählung wurde nie veröffentlicht und sofern Unterlagen darüber existierten, wurden sie im Zweiten Weltkrieg zerstört. Nach 1919 entspann sich ein heftiger Streit über die behaupteten oder vermuteten Zahlen. Etwa 100. 000 jüdische Deutsche sollen im Krieg gedient haben, etwa 12.000 seien gefallen, etwa 30 Prozent wurden dekoriert.

Proportional mehr jüdische Offiziere

Fine hat eigene Erhebungen angestellt und spricht im Gegensatz zu Jacob Segall und Franz Oppenheimer, die damals die Meinung vertraten, jüdische Soldaten seien diskriminiert worden, von weitgehend ausgeglichenen Proportionen zwischen deutschen und jüdischen Soldaten, allerdings habe es proportional mehr jüdische Offiziere gegeben.

Der britische Historiker Tim Grady hält den Streit und die heute

(Link: <http://www.chester.ac.uk/departments/history-archaeology/staff/dr-tim-grady>)

vorherrschende Sicht für das Ergebnis einer Wahrnehmungsverzerrung: In der heutigen Sicht der Dinge dominiere die Vorstellung, es habe eine saubere Trennung zwischen

deutschem Konservatismus und jüdischem Liberalismus gegeben, und die jüdischen Deutschen seien eine klar abgegrenzte Gruppe der damaligen deutschen Gesellschaft gewesen.

Grady hält dagegen, dass die jüdischen Deutschen im Krieg Kämpfer waren und nicht Opfer von Antisemitismus. In der selbstbewussten bürgerlichen Schicht assimilierter Juden war man weit konservativer, als man sich heute vorstellen möchte – viele fühlten sich als deutsche Patrioten. Auch das erklärt, warum deutsche Juden auch in der Nazizeit im „Vaterland“ blieben: Sie konnten sich nicht vorstellen, als vielfach ausgezeichnete Kriegsveteranen verfolgt zu werden.

Vorurteile gegenüber dem Shtetl

Nicht im Westen, wohl aber im Osten geriet die jüdische Identität auf den Prüfstand. An der Ostfront verteidigte man die Menschheit gegen die slawischen Horden, glaubten viele Soldaten. Für die jüdischen Kämpfer ging es darüber hinaus um die Befreiung der Juden von der russischen Versklavung. Fine beschreibt, wie assimilierte, bürgerliche deutsche Juden in Osteuropa auf ihr „Anderes“ trafen (Link: <http://www.welt.de/13361718>): auf jiddisch sprechende „Ostjuden“.

Bei einigen dürfte die Begegnung insbesondere mit jüdischen Prostituierten ihre Vorurteile verstärkt haben, andere wiederum begannen eine Art „Kult der Ostjuden“, auf jeden Fall traf man hier auf Züge jüdischer Kultur, die im Westen verloren gegangen waren.

Weder David Fine noch Tim Grady oder Thomas Weber wollen mit ihren Arbeiten nachweisen, dass es damals keinen Antisemitismus gegeben habe. Sie warnen indes vor dem „Rückschaufehler“, der Vergangenheit nur in Hinblick auf ihr „Ergebnis“ wahrnimmt. Sie zeigen, dass es keinen geraden Weg von hier nach da gab, keine „Kontinuität“ eines deutschen

Antisemitismus, der notwendigerweise Auschwitz hervorbrachte. Die Geschichte der jüdischen Soldaten hätte auch ganz woanders hinführen können – in die Berliner Republik von heute, zum Beispiel.

© Axel Springer SE 2014. Alle Rechte vorbehalten

<http://www.welt.de/geschichte/article117672645/12-000-juedische-Sol...>

COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!
Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo
Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de

LITERATUR

Das Narrativ eines Jahrhunderts

Der ehemalige israelische Botschafter in Bonn und Paris, Avi Primor, hat einen Roman geschrieben. Anlass dazu bot ihm das 100-Jahr-Jubiläum des Ersten Weltkrieges.

VON GISELA DACHS



Es war ja zu erwarten, dass sich im Jahr 2014 eine ganze Reihe von Autoren dem Thema «hundert Jahre Erster Weltkrieg» widmen würden - wenn auch nicht unbedingt in Person eines erfahrenen israelischen Diplomaten und in Form eines Romans. Einen solchen hat nun aber Avi Primor, ehemaliger Botschafter in Paris und Bonn, vorgelegt.

Ursprünglich auf Hebräisch geschrieben, erschien er zuerst auf Deutsch. Über den Titel («Süß und ehrenvoll») und die Romanform lässt sich durchaus streiten, aber es ist die Identität der beiden Protagonisten, die den Leser mühelos durch die fast 400 Seiten trägt: Louis aus Bordeaux und Ludwig aus Frankfurt sind beide Juden; als glühende Patrioten kämpfen sie für ihr Land und somit gegeneinander. Es handelt sich um fiktive Figuren, doch sie stehen für ein wahres - und außergewöhnliches - Kapitel in der jüdischen Geschichte.

Die Idee dazu war schon lange in seinem Hinterkopf, erzählt Primor in seinem Zuhause in Ramat Gan bei Tel Aviv. Seit seiner Zeit als Student in

Jerusalem in den fünfziger Jahren, als er einen Sketch auf der Bühne sah, der ihm so gar nicht einleuchten wollte. Ein Soldat in Uniform trifft da im Dunkeln auf einen anderen Soldaten, erkennt die feindliche Uniform und will sofort schießen. Der Soldat im Visier, sein Ende fürchtend, sagt das «Schema Israel». Was den Ersteren verblüfft, weil auch er Jude ist. Er lässt sein Gewehr sinken und die beiden fangen an, miteinander zu reden. Warum sollten sie einander töten, wo sie doch beide jüdisch sind? Das geht solange gut, bis sie auf ihre Kaiser zu sprechen kommen. An diesem Punkt erschießen sie sich gegenseitig. Damals hatte sich Avi Primor geschworen, sich «irgendwann mit dieser Geschichte zu beschäftigen, die ich gar nicht zu verstehen vermochte».

Beeindruckende Zahlen

Die Zahlen sind beeindruckend, aber oftmals in Vergessenheit geraten oder bewusst aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt worden. Im Ersten Weltkrieg kämpften 120 000 jüdische Soldaten für Deutschland, in Frankreich waren es 50 000. In Österreich waren es proportional sogar noch mehr. Mit ihrem uneingeschränkten Patriotismus versuchten Juden ihre Zugehörigkeit zu beweisen. Es sei eine «einzigartige Erfahrung» gewesen, sagt Primor. «Das erste Mal in der Geschichte haben Juden auf allen Seiten gekämpft und waren total begeistert. Im Zweiten Weltkrieg ließ sich das nicht mehr wiederholen, weil Juden da nur auf einer Seite stehen konnten.»

Ein Jahr lang hat Primor in Archiven und Museen recherchiert, Historiker konsultiert und insgesamt Tausende von Soldatenbriefen durchforstet. Das sei manchmal ermüdend gewesen, weil da oft das Gleiche dringestanden habe. «Alle erzählten immer wieder von denselben Dingen, aber voller Emotionen.» Alle diese Gefühle haben ihn schließlich dazu gebracht, nicht wie geplant ein Sachbuch zu schreiben, sondern einen Roman. Louis, der Franzose, gegenüber Ludwig, dem Deutschen. Fiktive Figuren, wie es sie aber tatsächlich gegeben haben könnte.

Bordeaux steht für eine der ältesten Gemeinden in Frankreich. Die Juden dort waren zu Beginn des Ersten Weltkrieges schon lange verwurzelt gewesen und hatten - noch vor der Revolution - als integriert gegolten. Überhaupt war Frankreich in dieser Hinsicht viel weiter als Deutschland. In der Armee konnten Juden auch schon vor dem Krieg Karriere machen, während das in Deutschland erst nach Kriegsbeginn möglich war. «Die Dreyfus-Affäre hätte in Deutschland gar nicht stattfinden können, weil es dort zu dieser Zeit keinen jüdischen Offizier gab», betont Primor. Im Ersten Weltkrieg seien sie dann Reserveoffiziere genannt worden, damit sie nicht danach auch noch in der Armee bleiben würden. Immerhin aber seien sie

Befehlshaber gewesen. «Das Problem aber war nicht in der Armee, sondern in der deutschen Bevölkerung. Zu Beginn des Krieges hatte man die Antisemiten mundtot gemacht. Die Politiker wollten das, der Kaiser wollte das, alle wollten das, denn man wollte keine Meinungsverschiedenheiten haben. Alle - ohne Unterschiede - sollten fürs Vaterland kämpfen. Das war effizient und wichtig für den Krieg, aber hat nicht lange gehalten, weil es künstlich war. Man dachte ja, es würde ein kurzer Krieg sein, nur ein paar Wochen, höchstens ein paar Monate, und dann wäre man siegreich. Sehr schnell hat sich dann herausgestellt, dass das Schicksal des Krieges ein ganz anderes sein würde. Die Leute wurden unzufrieden und suchten nach Sündenböcken - die Juden.» Sie wurden fortan beschuldigt, nicht loyal zu sein. Woraufhin das unter Druck geratene Kriegsministerium eine sogenannte «Judenählung» veranlasste. Trotz aller Fälschungsversuche - selbst tote und verletzte Soldaten wurden als Drückeberger verbucht - hatte sich jedoch gezeigt, dass die Juden in grosser Zahl an der Front dienten. So lag es dann nicht im Interesse der Antisemiten, die Ergebnisse zu veröffentlichen.

Patriotische Juden

Für die Juden aber kam diese Zählung als ein moralischer Schock. «Sie waren ja so glücklich gewesen mit dem Satz des Kaisers vom 4. August 1914: „Ich kenne keine Partei mehr, ich kenne nur Deutsche“. Sie sahen darin eine göttliche Verheißung, dass fortan keine Unterschiede mehr zwischen ihnen und den anderen Deutschen gemacht würden», erzählt Primor. An eine Auswanderung nach Palästina dachte damals aber niemand. Die zionistische Bewegung wird in Primors Roman allenfalls am Rande erwähnt und spielte tatsächlich nur eine sehr geringe Rolle. Und selbst die Zionisten, betont Primor, seien nicht weniger patriotisch als all die anderen gewesen. Bei seiner Recherche habe er nur eine Ausnahme gefunden. Albert Einstein sei der einzige Jude gewesen, der nicht kriegsbegeistert war. «Er war in der Schweiz, sprach sich gegen Krieg überhaupt aus, aber nicht gegen Deutschland.» Alle anderen waren dafür und bereit, ihr Leben zu lassen.

In seinem Roman lässt Primor reale Figuren auftreten. Dazu zählen der Kriegsheld Wilhelm Frankl, der zu den «Flieger-Assen» zählte, der Erfinder von Senfgas Fritz Haber (dessen Frau sich aus Protest das Leben nehmen wird) und Ernst Lissauer mit seinem Gedicht «Hassgesang gegen England», das, vertont, Beifallsstürme in Opernsälen auslöste. Später kratzten die Nazis ihre in Stein gemeißelte Namen aus den Denkmälern heraus, um die Erinnerung an sie zu tilgen.

Primor sei überrumpelt gewesen von der «jüdischen Begeisterung im Ersten Weltkrieg, mit allen großen Köpfen und Intellektuellen und moralischen Instanzen. Ich wusste, dass die Juden dabei waren und sich als Patrioten zeigen wollten, das ja, aber nicht in dieser Intensität.» Und noch etwas habe ihn bei seinen Recherchen überrascht. Er wollte herausfinden, wie man damals mit der Frage umgegangen sei, ob es in Ordnung sei, auf Juden in feindlicher Uniform zu schießen. «Ich hätte erwartet, dass es eine positive Antwort gibt, habe aber die Frage nirgends gefunden. Das heißt, das war so selbstverständlich, dass man sie nicht einmal gestellt hat, auch nicht die Rabbiner.»

Sein Roman endet mit einem trügerischen Happy End im Jahre 1918. Einer der beiden Protagonisten ist zwar tot, Ludwig fällt im Gefecht, aber er hat Nachkommen, die seine nicht jüdische deutsche Frau zur Welt bringt. «Das soll heißen, die Zukunft ist gesichert. Aber die Leser wissen, was meine Figuren damals nicht wussten: Wie die Geschichte weitergeht.»



Avi Primor: «Süss und ehrenvoll».

Bastei Lübbe Verlag (Quadrige), Köln 2013

ISBN-10: 3869950587.

Gisela Dachs ist Israel-Korrespondentin der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit».

Aus: aufbau Juni/Juli 2014

☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine ☞ Termine

Die Jüdische Gemeinde Braunschweig, Steinstr. 4, lädt zu folgenden Veranstaltungen ein:



**Am Dienstag, 30.09.2014, 19.00 Uhr
referiert Elke Oetting über:**

**Ein mutiger Mann, ein gerechter
unter den Völkern:
Varian Fry**

Anmeldung erbeten bis zum 22.09.
**Bitte unbedingt beachten, da die
Feiertage folgen.**

Es ist das Jahr 1940: Die Deutschen sind in Frankreich eingefallen und haben weite Teile besetzt. Nur 2/5 des Landes im Süden sind noch „frei“,

und die werden von der Vichy-Regierung unter Marschall Pétain in enger Kooperation mit Nazi-Deutschland geführt.

Da Frankreich seit langer Zeit schon als das gelobte Land für Exilanten aus allen Teilen Europas gegolten hatte, befanden sich jetzt, besonders seit 1933, zahllose Flüchtlinge im Land. Nach dem Einmarsch der Deutschen flohen alle diese Menschen in einer beispiellosen Fluchtwelle in panischer Angst nach Süden.

In New York hatten einige wenige Nazi-Gegner die lebensbedrohliche Lage der Flüchtlinge erkannt. Sie gründeten ein Rettungskomitee und schickten einen jungen Journalisten mit 2000 Dollar und einer 200 Namen umfassenden Liste nach Marseille. Dort sollte er den genannten Personen die legale Ausreise nach Übersee ermöglichen.

Was ihm dort widerfährt, ist erschütternd und empörend. Erst lange nach seinem Tod wird seine überragende Leistung gewürdigt.



Gesprächskreis

☞☞ St. Albertus Magnus Gemeinde in der Brucknerstr. 6,
38106 Braunschweig

☹ Im August macht der Gesprächskreis Sommerpause. ☹

!!! A C H T U N G !!! !!! A C H T U N G !!! !!! A C H T U N G !!!
**Nach der Sommerpause trifft sich der Gesprächskreis dann
wieder am 16. September**

An diesem Dienstag

wird **Miriam Rödiger** dann mit uns über „Koscher und so“ ins Gespräch kommen.

21. Oktober 2014

„Lügen um den 1. Weltkrieg“

Dietrich Kuessner, Pfarrer i.R., wird der Gesprächspartner sein

18. November 2014

Zu Redaktionsschluss stand das Thema noch nicht fest.

BlickWechsel

Zwischen Vaterlandsliebe und Ausgrenzung – Juden im 1. Weltkrieg

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren die Juden in Deutschland weitgehend integriert, die meisten lebten und fühlten als Deutsche. Auch die vaterländische Begeisterung, mit der sie in den 1. Weltkrieg zogen, unterschied sich nicht von der der nicht-jüdischen Deutschen. Und doch fühlten viele auch immer den Stachel der Ausgrenzung. Die diesjährige BlickWechsel-Reihe nimmt die besondere Situation der deutschen Juden in den ersten zwei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in den Blick.

Donnerstag, 13. Nov. 2014, 19.30 Uhr, Wolfenbüttel

Jüdische Soldaten aus Wolfenbüttel im 1. Weltkrieg

Vortrag von **Jürgen Kumlehn**, Erinnerer, Wolfenbüttel

Vor 100 Jahren begann der Erste Weltkrieg. Kriegerdenkmäler und Gedenktafeln erinnern daran. Eine Gedenktafel fehlt in Wolfenbüttel. Sie hing in der Synagoge und ist seit deren Zerstörung nicht mehr auffindbar. Fast 30 jüdische Wolfenbütteler kämpften gemeinsam mit ihren christlichen Kameraden für die damals als patriotisch geltenden „Vaterlands“ziele.

An die fast vergessene Beteiligung jüdischer Deutscher und damit verbundene Betrachtungsweisen erinnert Jürgen Kumlehn in seinem Vortrag.

Donnerstag, 20 Nov. 2014, 19.30 Uhr, Wolfenbüttel

Walter „von“ Rathenau ? – Judentum und Anerkennung um 1900

Vortrag von **Kai Drewes**, Historiker, Berlin

Am Beispiel des Industriellen, Publizisten und Politikers Walther Rathenau lässt sich gut zeigen, welche Probleme deutsche Juden zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten, Anerkennung zu finden. Rathenau war bekannt, er versuchte – vergeblich – Merkmale gesellschaftlicher Herausgehobenheit zu erlangen. Er diente verschiedentlich Juden sowie Nicht-Juden als Symbolfigur, mit der Hoffnungen oder Befürchtungen verbunden wurden bezogen auf Teilhabe und Anerkennung der deutschen Juden in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts.

Dienstag, 25. Nov. 2014, 19.30 Uhr,
Wolfenbüttel, Stadtbücherei, Bahnhof 1,

„Süß und ehrenvoll“

Vorstellung des Buches von Avi Primor

durch **Siegfried Graumann**, Diakon,

Vorsitzender der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.-Ost e.V.

Der Bürgersohn Ludwig kann nach Kriegsausbruch seine Einberufung kaum erwarten. Als deutscher Soldat fühlt er sich endlich voll akzeptiert und will sich für sein Vaterland einsetzen.

Der französische Bäckerssohn Louis wird mit der deutschen Kriegserklärung aus einer unbeschwerten Rekrutenzeit gerissen. Trotz aller Ängste schreibt er stolz seinem Vater, an der Front könne er dem französischen Volk endlich zurückzahlen, was es für ihn getan habe. Inmitten der Grauen des Ersten Weltkriegs werden die beiden jüdischen Protagonisten einander zum Schicksal werden.

Auf der Grundlage zahlreicher historischer Dokumente hat Avi Primor einen Roman geschrieben, der unter die Haut geht.

Dienstag, 13. Jan. 2015, 19.30 Uhr, Wolfenbüttel

38300 Wolfenbüttel, Stadtbücherei, Bahnhof 1,

Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden 1914 – 1918

Lesung **Ralf Kleefeld**, Kleine Bühne Wolfenbüttel

Kurze Briefe „von der Front“, geschrieben an enge Verwandte und Freunde, bringen die patriotische Begeisterung und Siegeszuversicht der ersten Monate, schnell aber auch das Grauen und die Versuche zum Ausdruck, auch angesichts des Mordens jüdische Identität und Religion zu leben.

Dienstag, 27. Jan. 2015, 19.30 Uhr, Wolfenbüttel

Angedacht – „Die Rolle der Konfessionen im 1. Weltkrieg“

Referent: **Prof. Dr. Manfred Gailus, Berlin** (angefragt)



Auf Keilschrifttafeln ist Adam ein Gott

Amsterdam Niederländische Wissenschaftler haben eine Urversion der Geschichte von Adam und Eva entdeckt, die rund 800 Jahre älter ist als der biblische Text. Auf Tontafeln aus dem 13. Jahrhundert vor Christus sei die Geschichte der Vertreibung aus dem Paradies bereits aufgeschrieben worden, berichten die Forscher. Die sogenannten Ugaritischen Tontafeln

waren 1929 in Syrien gefunden worden. Sie wurden von ihnen nun neu übersetzt und erläutert. In dem Keilschrift-Text wird Adam als Gott dargestellt, der mit einem „bösen Gott“ kämpft. Dieser Teufel verummmt sich als Schlange, vergiftet den „Baum des Lebens“ und macht Adam mit einem Biss zu einem sterblichen Wesen. Die Sonnengöttin tröstet Adam und die Menschheit jedoch mit Eva, einer „guten Frau“. Durch natürliche Fortpflanzung erhalte die Menschheit, so die Forscher, doch eine Art Unsterblichkeit. dpa

*Nimm Dir Zeit, um zu arbeiten, es ist der Preis des Erfolgs.
Nimm Dir Zeit, um nachzudenken, es ist die Quelle der Kraft.
Nimm Dir Zeit, um zu spielen, es ist das Geheimnis der Jugend.
Nimm Dir Zeit, um zu lesen, es ist die Grundlage des Wissens.
Nimm Dir Zeit, um freundlich zu sein, es ist das Tor zum Glücklichsein.
Nimm Dir Zeit, um zu träumen, es ist der Weg zu den Sternen.
Nimm Dir Zeit, um zu lieben, es ist die wahre Lebensfreude.
Nimm Dir Zeit, um froh zu sein, es ist die Musik der Seele.*

Irischer Segenswunsch

Landesbischof im Dom eingeführt

Unter großer Beteiligung erhielt Christoph Meyns in einem Gottesdienst das Amtskreuz

Braunschweig (epd). Dr. Christoph Meyns (52) ist am 5. Juli in sein Amt als braunschweigischer Landesbischof eingeführt worden. Bei seiner Predigt im Braunschweiger Dom erinnerte Meyns an seine persönlichen Erfahrungen der Freude mit dem christlichen Glauben. Diese bildeten die Grundlage, um Herausforderungen des Lebens zu bewältigen. Der frühere Husumer Pastor ist Nachfolger von Professor Friedrich Weber (65), der Ende Mai in den Ruhestand ging.

Die Kirche stehe vor Veränderungsprozessen beispielsweise bei den Finanzen, ihren Gebäuden oder Arbeitsfeldern, sagte Meyns. Für die Bewältigung künftiger Herausforderungen sei neben Sorgfalt und Expertise vor allem eine "gute geistliche Verwurzelung" wichtig.

In dem Festgottesdienst überreichte der Leitende Bischof der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD), Gerhard Ulrich, Meyns das Amtskreuz. Der neue Bischof sei „einer, der mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Realität stehe“, sagte Ulrich. Meyns verstehe es, Menschen mitzunehmen und sie zu überzeugen.



Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Nikolaus Schneider, sagte, Meyns habe sich bereits bei seiner Wahl im vergangenen Jahr durch seinen Humor und sein Selbstbewusstsein ausgezeichnet. Er übernehme ein Amt mit großem Anspruch. Dabei werde ihm seine zusätzliche Ausbildung zum Gemeindeberater eine wichtige Stütze sein.

Meyns übernehme das Bischofsamt in „bewegten Zeiten“, sagte der Ratsvorsitzende der Konföderation Evangelischer Kirchen in Niedersachsen, Bischof Ralf Meister aus Hannover. Er bringe die richtige Mischung aus Pragmatismus, theologischer Klarheit, Humor und einem festen Glauben mit, um diesen Auftrag auszuführen.

Niedersachsens Ministerpräsident Stephan Weil (SPD) erinnerte bei der Einführung an das gute Verhältnis von Land und Kirchen, das von gegenseitigem Vertrauen geprägt sei. Die Kirchen leisteten für die Gesellschaft einen wichtigen Beitrag. „Wir wünschen uns eine gute, enge und offene Zusammenarbeit.“

Für die katholische Kirche hob der Hildesheimer Bischof Norbert Trelle die gute Nachbarschaft seines Bistums zur braunschweigischen Landeskirche hervor: „Ich würde mich freuen, wenn wir diese ökumenischen Beziehungen auch in Zukunft in gewohnter Intensität beibehalten könnten, um miteinander und voneinander zu lernen.“

Der Oldenburger Bischof Jan Janssen würdigte das Miteinander der evangelischen Kirchen in Niedersachsen. Es sei gut, dass dabei die Vielfalt der regionalen Prägungen im Blick bleibe.